

Sie kennen mich nicht? Natürlich nicht, wie sollten Sie auch, da wir uns, soweit ich mich erinnere, bisher nie begegnet sind. Mein Name tut eigentlich nichts zur Sache. Aber wenn ich Sie nun schon anspreche, sollte ich mich wenigstens vorstellen. Das gehört sich doch so, jedenfalls bisher. Mein Name, der Ihnen nichts sagen wird, ist Gustav-Adolf Kreutzer. Um aber Missverständnissen vorzubeugen: Mein zweiter Vorname ist nicht von jenem Diktator abgeleitet, der von 1933 – 1945 Deutschland und Teile der Welt ins Unglück stürzte. Denn als jener an die Macht kam, hatte ich schon einen großen Teil meiner Jugend hinter mir.

Mein Vorname hat etwas Schwedisches an sich, werden Kundige unter Ihnen vermuten, und sie haben Recht. Denn meine Mutter stammte aus Schweden und da ihre Mutter, also meine Großmutter, eine glühende Anhängerin des schwedischen Königshauses war, lag es eben nahe, dass meine Mutter – ihr zuliebe – den Namen des berühmten Königs, der im dreißigjährigen Krieg bei Lützen fiel, zu meinem Vornamen erkor; mein Vater, dessen schlichter Vorname ›Fritz‹ einen allzu preußischen Anklang hatte, wurde zur Namensgebung erst gar nicht gehört, wie meine Mutter mir später einmal glaubwürdig versichert hat. – Aber ich will nicht abschweifen...

Natürlich werden Sie fragen: Wieso wendet sich dieser Mensch, den ich gar nicht kenne, ausgerechnet an mich? Sollte ich mich vielleicht sogar belästigt fühlen? Will er mich vielleicht zu einem Kauf verleiten, mir etwas, das ich nicht brauche, andrehen wollen? Wie die Massen von Werbebroschüren, die täglich meinen Briefkasten verstopfen, und obendrein noch die lästigen Anrufe der ›call-center‹ und Weinvertreter? – Ach ja, ich habe Verständnis für Ihre Vorbehalte, aber ich tröste mich damit, dass Sie ja jederzeit das Buch zuklappen können, wenn Sie meinen, dass ich Ihnen die Zeit stehle. Und ich versichere Ihnen, ich werde Ihnen bestimmt nichts verkaufen...

Weshalb rede ich also mit Ihnen? Ich könnte ja auch einen Freund, einen Verwandten oder Bekannten anrufen, der mir – viel-

leicht – ›sein Ohr leihen‹ würde, wie man es früher so ausdrückte. Aber ich wende mich ganz bewusst an Sie als Vertreter eines breiten Publikums, dem man gelegentlich eine gute Nase nachsagt, nach dem Motto: Kann denn die Meinung von Millionen irren?

Ich bin allein, lebe seit Jahren hier oben in meinem windschiefen Häuschen hoch über dem Städtchen Bergheim, durch das sich das schäumende, gurgelnde Silberband der Aare windet; ein ›verschlafenes Nest‹ mit grauen Schieferdächern und winkligen Gassen, in die ich hineinsehen kann und die mir so vorkommen, als seien sie Modelle aus meiner kindlichen Spielzeugkiste, nur dass diese da unten belebt sind mit menschlichen Ameisen.

Meine Kontakte zur Umwelt, also zu ›denen da unten‹, beschränken sich in der Regel auf den Besuch im Supermarkt am Stadtrand und gelegentlich beim Hausarzt, um den jährlichen Gesundheitscheck nicht zu verpassen. Meine Familie lebt nicht mehr, Freunde sind in alle Welt zerstreut, wenn sie überhaupt noch leben. Ich möchte nicht falsch verstanden werden: Ich beklage mich nicht über meine Einsamkeit und fehlende Besucher. Mit vielen geht es mir ohnehin so, dass mich über ihr Kommen nur die Hoffnung auf ihr baldiges Gehen tröstet. Und ist es nicht vielleicht so, dass Einsamkeit der Weg ist, auf dem das Schicksal den Menschen zu sich selbst führt, wie ein weiser Dichter bemerkt?

Ich bin also allein – und deshalb möchte ich Ihnen als meinem mir unbekanntem, stummen Gesprächspartner doch eine Geschichte erzählen, die heute morgen begann. Oder war es nur eine Fortsetzung? Von der ich noch nicht weiß, wie sie sich weiter entwickeln wird? Aber mit irgend jemand möchte ich darüber reden, auch wenn es vielleicht nur ein Monolog wird. Es könnte eine Geschichte sein, die jedem von uns unter ähnlich extremen Bedingungen in irgendeiner Form widerfahren kann und sich deshalb aus dem ungeordneten Wüst unseres gleichförmigen Alltags heraushebt.

Ich sagte es schon: Ich lebe allein – ach, verzeihen Sie bitte, wenn ich mich gelegentlich wiederhole -, aber da ich seit Jahren keine längere Konversation mehr gepflegt habe, ist mir die Fähigkeit zu konzentrierter Darlegung meines Anliegens ein wenig abhanden gekommen.

Also: Wie an jedem Tag bin ich heute kurz nach sieben Uhr aufgestanden; der junge Tag hing müde und herbstschwer wenig aufmunternd über der Stadt, deren graue Dächer den Tag noch grauer erscheinen ließen. In langen Streifen zogen morgendliche Nebel zu mir den Berg hinauf und ließen keine Zweifel darüber aufkommen, dass der Sommer sich längst verabschiedet hatte. Einen Augenblick überlegte ich sogar, mich noch einmal auf's Ohr zu legen, da ich nichts verpassen würde. Aber das wäre meinen wichtigen Knochen, die in Bewegung gehalten werden müssen, nicht gut bekommen...

Meine berufliche Tätigkeit liegt lange, sehr lange zurück, so dass ich manchmal schon glaube, es sei alles doch nur ein Traum gewesen, bestehe nur dank meiner Einbildungskraft und habe ausschließlich durch sie Farbe und Inhalt erhalten. Aber es ist wahr: Ich habe einen verantwortungsvollen Posten als Chefjurist in einer Firma von Weltruf bekleidet und niemand hat verstanden, dass ich mich sofort nach meiner Demission hierher, in mein Refugium aus dem Jahre 1829 mit seinen schiefen Balken, knarrenden Dielen und zugigen Fenstern, durch die im Winter der Nordost pfeift, zurückgezogen habe, ohne die diversen Pöstchen in diversen Aufsichtsräten anzunehmen, die man mir angetragen hatte. Man gab vor, meine Ablehnung zu verstehen, aber ich weiß auch, dass viele hinter meinem Rücken den Kopf schüttelten, gilt sogenannte ›Untätigkeit‹ im Alter doch bei vielen als degoutant, vor allem bei jenen, die einmal wichtig waren oder sich zumindest für wichtig gehalten haben. Aber verbirgt sich hinter ihrer Rastlosigkeit nicht auch eine beträchtliche Angst vor einer Leere, die sich nach einem aufgefüllten Berufsleben einstellen könnte?

Außerdem bin ich auch gar nicht untätig, man sieht es nur nicht, es ist nicht spektakulär, auffällig oder gar medienwirksam, was ich tue. Eine kontemplatorische Weltsicht, die – aus höherer Warte, besonders hier vom Berg aus – das Leben einfängt, ist äußerst anstrengend; sie erfordert nämlich Konzentration und ein ständiges Auswahlverfahren, aus einem gewaltigen Sortiment alles, was wichtig erscheint, als Erkenntnisse eines langen Lebens gebündelt herauszufiltern und zu Papier zu bringen; eine Bilanz sozusagen, die schwieriger ist als etwa – wenn ich an meinen Beruf zurückdenke – eine langwierige Verhandlung mit dem Bundeskartellamt über eine unzulässige Absprache von Energie-Konzernen oder die Teilnahme an einer der zahllosen Talkshows, die ich immer tunlichst vermieden habe, nicht aus Feigheit, sondern wegen ihrer floskelhaften, ergebnislosen Abläufe und der verlorenen Zeit. Denn mit den ›ewigen‹ Wahrheiten, die allenthalben und auch dort gern verkündet werden, ist es doch so eine Sache. Wenn ich darüber nachdenke, wie – je nach Blickwinkel – die Wahrheit ein anderes Gesicht bekommt, könnte ich darüber ein dickes Buch verfassen, aber auch darüber verzweifeln, weil es nach meiner Erkenntnis keine absolute Wahrheit gibt; viele Eiferer, die sich in ihrem Besitz wähnen, haben zu allen Zeiten Not und Elend über die Menschheit gebracht. Das ist die Wahrheit, jedenfalls eine...

Im übrigen ist sie abhängig von subjektiven Einschätzungen, Meinungen und Befindlichkeiten. Man erlebt auch nicht, was man erlebt, sondern wie man es erlebt. Wenn wir allein betrachten, was uns als wahr überliefert wird, wundern wir uns oftmals über den geringen Zusammenhang, der zwischen dem besteht, was wir sehen oder selbst erlebt haben, und dem, was uns gesagt oder berichtet wird. Unser aller Neigung, zu mystifizieren, Ideologien oder – wie man heute auf Neudeutsch sagt: ›Trends‹ nachzulaufen, ist seit jeher unbegrenzt. Falsche Wahrheiten werden uns schnell als Evangelium verkauft – meine Generation kann davon ein Lied singen -, wir fügen dann noch unseren eigenen Senf hinzu und

nach und nach entsteht ein Bild, das mit dem Original nichts mehr zu tun hat, aber für authentisch gehalten wird.

Sie werden jetzt vielleicht verstehen, dass eine Lebensweise, die sich die Erforschung der Wahrheit zum Ziel setzt, was also die – nach Faust – ›Welt im Innersten zusammenhält‹, so außerordentlich schwierig macht und eigentlich nur Kopfschmerzen bereitet... Darum tun es vielleicht auch so wenige.

Ist es nicht ohnehin äußerst suspekt, dass der Mensch, der die Wahrheit so fürchtet, den Spiegel erfunden hat? Eine der Ungeheimtheiten auf der Suche nach der Wahrheit, die sich heute außerdem immer mehr hinter vernebelnder Oberflächlichkeit voller Plattitüden versteckt. Aber eine Erkenntnis ist mir heute schon sicher: Die Wahrheit weckt immer wieder Zweifel, wirft neue Fragen auf, deren Antworten wieder neue Fragen bringen... Sollte man deshalb aufhören, nach Wahrheit zu streben? Aber keine Fragen mehr zu stellen, heißt, sich dem Stillstand anheimzugeben.- Zweiundzwanzig Kladden habe ich schon vollgeschrieben, die vermutlich nie jemand lesen wird. Wen interessieren schon gedankliche Ergüsse über die Wahrheit?

Aber ich schweife schon wieder ab, verzeihen Sie, also zurück zu meiner Geschichte: Sie werden meine Überraschung verstehen, als bei mir, dem Einsiedler, schon um kurz vor neun das Telefon klingelte, zu einer Zeit, in der ich beim besten Willen keine Anrufe erwarte, ich erwarte allerdings – um ehrlich zu sein – nie welche, zu keiner Zeit. Man hatte es schließlich aufgegeben, mit mir Verbindung aufzunehmen, etliche wohl auch, weil sie annahmen, ich sei längst verstorben. Eigentlich unterhalte ich den Apparat auch nur, um im Notfall ärztliche Hilfe heraufzuholen oder um Kontakt mit Frau Roscheck, meiner Wirtschafterin, aufzunehmen. Deshalb nahm ich heute morgen den Hörer auch eher in der Erwartung ab, dass jemand sagte: ›Ach Entschuldigung, ich habe mich verwählt.‹ Manchmal wird auch nur aufgelegt, ohne ein Wort. Davon ging ich auch bei diesem Klingeln aus und hatte deshalb keine Sorge,

dass Rührei und Morgenkaffee, die ich mir gerade zubereitet hatte, kalt werden und an Appetitlichkeit verlieren könnten.

»Ja bitte, mit wem spreche ich?«

Eine dunkle Frauenstimme, die sich räusperte, als müsse sie sich erst frei machen oder Mut fassen, antwortete: »Hier ist Paula Schubert, spreche ich mit Herrn Kreutzer, Gustav-Adolf Kreutzer?« Ich muss wohl eine längere Pause gemacht haben, weil ich mit einer Paula Schubert beim besten Willen nichts anfangen konnte; jedenfalls fragte die Stimme, als die Pause wohl zu lang wurde, in einem mich überraschenden persönlichen Ton: »Bist Du noch da, noch am Apparat?«

Sie duzt mich sogar, sie wird mich verwechseln, ging mir als erstes durch den Kopf: »Verzeihung, ich habe Ihren Namen nicht verstanden.«

Am anderen Ende der Leitung lachte jemand kurz auf: »Natürlich kannst Du nicht ahnen, wer Dich hier anruft, aber ich bin es: Paula Schubert, Dir sicher noch besser bekannt unter dem Namen Paula Goldschmidt.«

Ich war wie erstarrt, wie vom Donner gerührt und stotterte:

»Paulinchen... mein Gott, Paulinchen, bist Du es wirklich? Paulinchen aus... aus...«

»Genau, das Paulinchen.«

»Lebst Du denn noch?« Diese blöde Frage war mir sofort peinlich, aber sogar durch das Telefon merkte ich, dass sie lächelte und es mir nicht krumm nahm.

»Ich will Dich nicht lange aufhalten«, schien sie gleich zur Sache kommen zu wollen, »sicher bist Du arg beschäftigt. Aber ich wollte Dich fragen, ob Du morgen eine Stunde für mich Zeit hast, ich komme durch Bergheim und hätte gern mit Dir gesprochen. Nicht lange.«

Überrascht und verduzt stammelte ich: »Ich muss mal eben in meinen Terminkalender sehen...«. In dem mit Sicherheit nichts stand, aber ich wollte Zeit gewinnen. Mein Gott, Paulinchen lebte

noch! Warum rief sie mich an – jetzt, nach fast sechzig Jahren, in denen wir uns weder geschrieben noch gesehen hatten? Wie sollten wir auch? Nach allem, was geschehen war... Aber was hatte sie für ein Anliegen? Aus der Erinnerung stiegen von weit her Szenen und Bilder auf, verschwommen und undeutlich, wie auf einer »Laterna magica«, in die wir als Kinder bunte Glasbilder hineinschoben und gegen das Licht hielten. Bilder aus einer längst versunkenen anderen Welt.

»Ja, Paulinchen – ich darf doch Paulinchen sagen – bei mir steht keine Eintragung für morgen. Verrätst Du mir, um was es geht?«

Ich wunderte mich über mich selbst, dass ich ihren vertraulichen Ton der Anrede gefunden hatte.

»Schön, ich freue mich, Dich zu sehen, mein Zug kommt um 11.35 Uhr an.« Meine Frage schien sie überhört zu haben.

»Ich werde pünktlich am Bahnhof sein...«

Sie hatte den Hörer schon aufgelegt. Gern hätte ich sie noch gefragt, woher sie denn meine Adresse bekommen hatte. Denn in einem Telefonbuch bin ich nicht verzeichnet... Was wollte sie nur? Sie klang, das glaubte ich aus ihren wenigen Worten herauszuhören, irgendwie geheimnisvoll...

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Empfindungen beschreiben soll: War es ein Schreck in der Morgenstunde oder doch ein verhalten freudiges Wiedererkennen zunächst noch unscharfer Bilder, die sich vor mein inneres Auge schoben? Paulinchen! Die Zeit bewahrt alles auf, doch wird es farblos wie alte Photographien. Das Licht, die Zeit verwischen auf den Bildern die scharfen typischen Schattierungen der Gesichter. Durch leichtes Neigen und Drehen erhalten Bilder wie unsere Vorstellungen eine andere Lichtbrechung. Aber eines Tages kommt von irgendwoher ein Licht, ein Lichtstrahl und die Schattierungen eines Gesichts gewinnen deutlich an Prägnanz.

Plötzlich stand sie wieder vor mir: Ein schmales schüchternes und doch gewitztes Mädchen, das sich im Kindergarten, den wir

gemeinsam besuchten, sofort an mich andrückte und meine Hand nahm. Ich wollte sie ihr entziehen, denn mit fast sechs Jahren empfindet man als Junge derartige Annäherungsversuche noch als unpassend, peinlich, man könnte zum Gespött der anderen Jungen werden. Wer wollte das schon. Aber dann sah sie mich so lieb und hilfeschend mit ihren strahlenden blauen – oder waren es grüne? – Augen an, dass ich sie gewähren ließ. Und – ehrlich gesagt – ich war auch neu in diesem ›Verein‹, im ›Deutschvölkischen Kindergarten‹, und so hatte ich eine kleine Bundesgenossin. Mit ihr gemeinsam würde ich die rüden Spiele der anderen vielleicht besser überstehen können. – Und es ließ sich für mich in der Tat gut an, denn sie gab mir schon am ersten Tag bereitwillig ein Stück von ihrem Frühstücksbrot ab, als ich meine Stulle gegen andere Kinder, die das ›Gesetz des Dschungels‹, also des Kindergartens, besser beherrschten, nicht genügend verteidigen konnte. Paulinchen lächelnde, als sie mir ihr Brot mit köstlichem Schinken reichte, und meinte nur: »Nimm es leicht, Addi, eines Tages ist es umgekehrt, dann werden sie D i r ihr Brot geben müssen, bestimmt« Was sie damit meinte, war mir zwar nicht klar, aber es tröstete mich.

Es ist merkwürdig, dass ich mich an diesen Vorgang erinnere; aber unsere Erinnerung trennt offenbar exakt die Spreu vom Weizen. Nach Jahrzehnten stellt man fest, dass es nicht die sogenannten grossen Ereignisse sind, die in uns irgendeine Wirkung, eine Spur hinterlassen; manchmal ist es nur eine Geste, ein Nachmittag beim Tee, eine lange Wanderung am spätsommerlichen Strand oder eben ein lieb dargebotenes Schinkenbrot, die plötzlich Bedeutung erlangen; alles scheinbar belanglose Kleinigkeiten, aber Einzelheiten, die wichtig sind, weil sie das Ganze miteinander zu einem mosaikartigen, ganz persönlichen Bild der Erinnerung verkleben.

Einen Augenblick bitte, es klingelt gerade. Ach, Frau Roscheck, meine Hauswirtschafterin, die meinem etwas ungeordneten Junggesellenhaushalt immer wieder, meist vergeblich, etwas Fasson beizubringen versucht.